

**Pfarrerin Jasmin El-Manhy**

Sonntag Invocavit, 18. Februar 2024, 18 Uhr

Predigt über Lukas 18, 9-14

---

<sup>9</sup> Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: <sup>10</sup> Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. <sup>11</sup> Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. <sup>12</sup> Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. <sup>13</sup> Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! <sup>14</sup> Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da kommt und der da sein wird!

Ich habe in meinem Leben schon einmal so die Bodenhaftung verloren, dass der Fall wehtat.

Damals war ich bereits im Pfarramt, auf meiner ersten Stelle.

Rückblickend weiß ich, dass ich jahrelang von einem liebenden Gott, von Gnade und Vergebung gepredigt habe, ohne zu glauben, dass diese Liebe und Gnade auch mir selbst gilt.

Dass ich selbst unbedingt auf die Liebe Gottes angewiesen bin. Wie jeder Mensch.

Bei jeder Taufe habe ich Worte gesagt wie: Das Schönste, was uns der christliche Glaube lehrt, ist, dass wir nicht das sind, was wir leisten. Wir sind. Und darin geliebt. Wir sind in diese Welt hinein geliebt worden und dass lange bevor wir irgendjemandem beweisen konnten, wie liebenswert wir sind.

Für alle anderen hab ich das glauben und sagen können – nur für mich nicht.

Für mich galt etwas anderes. Ich habe mich, so lange ich denken kann, immer über Leistung definiert. Ich war Klassenbeste, Klassensprecherin, wurde sehr viel gelobt und gefördert, habe früh gerne Verantwortung übernommen. Ich war das begabte Kind.

Meine Erwartungen an mich selbst stiegen exponentiell zu meinen Aufgaben. Und irgendwann waren sie völlig entgrenzt.

Hochmut kommt vor dem Fall.

Dieser Fall ist anders als man ihn sich vorstellt. Er ist langsam und trotzdem hart.

Wer dem Hochmut erliegt, macht sich seine eigenen Gesetze. Aus irgendeinem Grund habe ich damals angenommen, dass die Begrenzungen, die das Menschsein mit sich bringt, für mich nicht gelten. Ich habe von mir selbst viel mehr verlangt, als von allen anderen.

Wer dem Hochmut erliegt, weigert sich, sich in seiner ganzen Wirklichkeit anzunehmen.

Vor allem mit seinen Schwächen, seiner Müdigkeit, seiner Angst, seinen Bedürfnissen wie Hunger, Ruhe, Freundschaft, Liebe, Spiel, Zeit. Ich hatte ein so hohes Idealbild von mir, dass ich versuchte alles, was diesem Bild widersprach, auszuklammern. So, wie der

Pharisäer, der weder vor sich noch vor Gott dieses Idealbild fallen lassen konnte und entsprechend der Gnade Gottes nicht bedurfte. Anders als alle anderen.

Hochmut kommt vor dem Fall.

Dieser Fall ist anders als man ihn sich vorstellt. Er ist langsam und trotzdem hart.

Irgendwann lag ich erschöpft am Boden. Denn Hochmut ist vor allem eines: anstrengend. Es ist anstrengend ohne Gnade zu leben.

Dass auf dem Boden liegen machen Priester als ein Einüben in die Demut. Und auch für mich, war das ein guter Anfang in Richtung Heilung.

Aber ich musste noch viel tiefer sinken als nur auf den Küchenboden.

Die Heilung des Hochmutes ist die Demut, auf lateinisch humilitas. Darin steckt das Wort Humus, also Erde. Demut bedeutet den Mut zu haben, hinabzusteigen in die Abgründe seiner Seele. In meine innere Schattenwelt, die mein Menschsein verdunkelt.

Oder anders: ich musste mich erden. Mich wieder als Mensch finden, gemacht aus Erde und Staub, ein Grashalm im Wind, ein im Angesicht der Ewigkeit unbedeutendes Menschenkind, begrenzt und angewiesen. Ein Mensch wie jeder andere auch.

Wenn wir Sünde nicht als eine einmalige oder sich wiederholende Tat verstehen, sondern als eine Haltung dem Leben gegenüber, die uns selbst und anderen schadet, dann ist Hochmut weit verbreitet.

Wenn ich zum Beispiel meine, ich wäre der Einzige, der sich heute die Wahrheit zu sagen traut, der sich mit allen Leuten anlegt, und dabei nicht merke, wie ich mein Machtbedürfnis ausagiere und wie ich mich hinter einer Fassade der Rechthaberei verstecke.

Oder wenn ich glaube, ich könnte die Menschen retten, die mich um Hilfe bitten, und dabei nicht merke, wie ich mein eigenes Bedürfnis nach Nähe auslebe. Das unbewusst ausgelebte Bedürfnis tut dem anderen aber nicht gut, weil es häufig die Grenzen des anderen nicht wahr.

Hochmut hat viele Gesichter.

Und manchmal tarnt er sich besonders gut. Eigentlich tarnt sich jede Sünde gern als Tugend. Der Hochmut tarnt sich besonders gut als Freiheit.

Es gibt einen Atheismus, der sich vor allem darin begründet, dass der Glaube an Gott, den Menschen einschränkt. Weil er ihm Vorschriften macht. Gott gibt dem Menschen Gebote, an die er sich halten soll. Eine Ordnung, die ein gutes Leben für alle Geschöpfe Gottes gewährleisten soll.

Die Geschichte von Gott mit den Menschen beginnt genau mit diesem Thema. Gott stellt ein Gebot auf, ein einziges: Von diesem Baum im Garten, im Paradies, sollst du, Mensch, nicht essen. Sonst funktioniert das alles hier nicht mehr.

Aber der Mensch hält sich nicht daran, weil er sich eingeschränkt fühlt in seiner Freiheit. In seinen Möglichkeiten, seiner Großartigkeit. Und so denkt er, er wäre frei zu tun, was immer er tun möchte. Er macht seine eigenen Gesetze und will von Gott nichts wissen.

Der Mensch glaubt dann, er wäre frei von allem. Frei von Verantwortung für sich selbst, für andere und diese Welt. Aber das sind wir nicht. Die Freiheit, die Gott uns verleiht, ist nicht die Freiheit von etwas, sondern die Freiheit zu etwas. Nämlich die Freiheit, Mensch zu sein und immer mehr zu werden. Zu einem Bild des liebenden Gottes. Wir können unsere Bestimmung zur Liebe annehmen oder ablehnen. Darin sind wir frei.

Wer ablehnt, ist dem Hochmut erlegen. In dem Sinne, dass er oder sie sich als unabhängig versteht und nicht mehr sieht, wie viel von dem, was uns ausmacht, nicht unser Verdienst ist. So schreibt Paulus im 1. Korintherbrief:

*„Was hast du denn, was du nicht empfangen hättest? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als ob du es nicht empfangen hättest?“ (1 Kor 4,7).*

Wer davon ausgeht, dass Wichtigste im Leben geschenkt bekommen zu haben, der wird auch eher dazu bereit sein, anderen, die weniger Glück hatten, zu helfen.

Generationen vor uns gingen ganz selbstverständlich davon aus, dass ein Mensch Glück oder Pech haben kann. Warum der eine arm und die andere reich geboren wurde, hatte nicht den Grund des eigenen Verdienstes, sondern war schlichtweg Schicksal.

Es gab also ein Bewusstsein dafür, dass man selbst auch einmal Pech haben kann. Heute gehen viele davon aus, dass wir selbst unser Glückes Schmied sind. Und die, die weniger erfolgreich im Leben sind, sind Versager. Diese Selbsterhöhung führt irgendwann dazu, dass man seine Mitmenschen nur noch aus der Perspektive der eigenen Ich-Erhöhung sieht und nicht, so wie es Gott von uns fordert, als Ziel dienender Liebe. Nämlich so: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Wir machen unsere eigenen Gesetze. Wir folgen nicht länger Gottes Logik. Sondern unserer eigener.

Inzwischen stehe ich wieder mit beiden Beinen fest auf der Erde.

Mich von meinem eigenen Idealbild von mir verabschieden zu müssen, war ein langer Weg.

Und ein bisschen fühlt es sich so an, wie eine Sucht, als ob ein Rückfall jederzeit möglich wäre. Der Kirchenvater Tertullian beschrieb es als permanenten Kampf widerstreitender Kräfte in der menschlichen Seele.

Wer zu Hochmut neigt, sollte Maßnahmen ergreifen. Ich weiß heute, dass ich regelmäßig Zeit brauche, um mein Verhalten zu reflektieren. Am besten täglich. Ich brauche Menschen an meiner Seite, die mich lieben, weil ich bin. Einfach so. Nicht weil ich perfekt bin. Ich brauche Menschen, die mir die Wahrheit sagen und acht Stunden Schlaf.

Ich brauche Gott. Das große unsichtbare DU, das mir hilft, nicht ständig nur um mich selbst zu kreisen. Ein DU, das schöner und größer ist als ich selbst und vor dem ich

gerne Demut empfinde. Ich brauche meinen Glauben und die glaubende Gemeinschaft, die mir hilft, mir immer wieder die Gnade Gottes anzuziehen, wie eine Jacke.

Im Licht dieser Gnade kann ich mich so annehmen, wie ich bin. Mit allem, wie ich bin. Meinen Fehlern und Bedürfnissen. Dann brauche ich keine Fassade, die mich perfekter aussehen lässt, als ich bin. Und das ist so viel weniger anstrengend.

Und deshalb: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Amen.

